

„Welches Bild findest du passend, um Gott zu beschreiben?“ Die Konfirmanden sollen die nächste Seite ihres Papp-Hockers gestalten, der sie durch ihre Konfirmandenzeit begleitet.

„Welches Bild findest du passend, um Gott zu beschreiben?“ Sie entscheiden sich sehr unterschiedlich: Es entstehen

- eine Collage aus vielen einzelnen Bildern
- eine warm leuchtende Kerze
- ein großes Fragezeichen, umgeben von silber-blauen Lichtstrahlen, fast wie ein Blick ins Universum

„Welches Bild findest du passend, um Gott zu beschreiben?“ Wie würdet Ihr antworten? Gar nicht so einfach ... und doch kommt es im Glauben irgendwann darauf an, dass ich mich frage: Was glaube ich eigentlich tatsächlich? Was ist für mich vorstellbar, wenn *vorstellbar* überhaupt ein passendes Wort ist...? Woran hänge ich mein Herz? Worauf setze ich in meinem Leben, in meinen Entscheidungen? Woran glaube ich?

Vielleicht sagt ihr: Ich möchte glauben, dass da jemand ist, der mein Leben hell macht, wenn es mir dunkel erscheint, heimelig wie ein Kerzenlicht, so wie die eine Konfirmandin es sich vorstellt

Oder ihr sagt: Ich möchte glauben, dass da jemand ist, der mal wie ein Fels, mal wie eine Burg, mal wie ein Hirte, und mal eine frische Wasserquelle ist und mich das finden lässt, was ich jeweils für mein Leben benötige, so wie es ein anderer der Jugendlichen darstellt

Aber - weiß ich es tatsächlich in meinem Herzen? Begegne ich auf der Suche nach Gott nicht auch immer wieder einem großen Fragezeichen in mir? So wie der eine der Jugendlichen es ausdrückt? Sein Bild von Gott ist ein

Glaubensbekenntnis, welches das Wissen um das Nichtwissen und den Zweifel, das Fragezeichen mit einbezieht.

Es ist ein Glaubensbekenntnis wie das des Vaters im Evangelium von heute.

Sein Kind ist krank. Lange schon. Epilepsie. Ein schweres Schicksal. Vermutlich hat die Familie schon vieles versucht. Und dann, dann hört er davon, was andere über Jesus erzählen. Und so macht er sich auf. Sucht all die kleinen Vertrauensreste in ein gutes, in ein gelungenes Leben für sein Kind, die er in sich trägt, zusammen, und sucht den Rabbi auf, den Lehrer, manche nennen ihn von Gott gesandt. Der Vater wird sich alles andere als sicher gewesen sein. Das Leben hat ihn gebeutelt und enttäuscht, er hadert mit seinem Schicksal – aber er geht los. Er gibt nicht auf, er sucht. Und als er vor ihm steht, schleudert er Jesus alles, was in ihm ringt und wütet entgegen und ruft: „Ich glaube – hilf meinem Unglauben!“

Der Vater des kranken Kindes will glauben, will Jesus vertrauen und doch nagt der Zweifel in ihm und der Schmerz und die Trauer und die Angst und alles, was es da noch so gibt – verständlich, wenn man seine Situation bedenkt.

„Glauben ist Vertrauen“, sagt Martin Luther immer und immer wieder zu den verängstigten Menschen des Mittelalters, die überall Strafe und Gotteszorn vermuten, wie er selbst es auch getan hatte. Glauben heißt, das Nichtwissen ein Stück auszuhalten lernen, heißt Kontrolle abgeben, loslassen, sich in andere Hände geben. „Glaube heißt Vertrauen!“ - auch wenn Angst und Zweifel mir in den Ohren und auf der Seele liegen.

Doch - Wie mag es gelingen? Wie bändige ich meine Verzagtheit und vertraue in den guten Ausgang, in Trost, in Neuanfang, in meine Selbstheilungskräfte und Lebensfreude? In Frieden?

„Vertrauen ist nichts, was wir irgendwann besitzen und sicher in der Tasche hätten“, meint Martin Luther. Vertrauen, und das wissen wir aus den Beziehungen unseres Lebens, in Ehe und Familie, zu den Kindern und Enkeln, Vertrauen muss wachsen. Vertrauen ist verletzlich. Denn: Vertrauen ist Beziehung. Und Beziehung braucht Zeit und Raum – und ab und an Mut!

Mut, den der Vater im Evangelium aufbringt. „Ich glaube! Hilf meinem Unglauben“ Ein ehrlicher, ein verzweifelter und - ein mutiger Satz!

Vertrauen gelingt also mit Mut. Ich denke aber, es braucht noch mehr: Vertrauen braucht ein Gegenüber und Partner.

Als Winston Churchill nach den grausamen Welt-Kriegen Europa vereinen wollte, sagte er: wir bauen Europa auf Vertrauen auf, „it is an act of faith“, ein Glaubensakt. Bis zum Angriff Russlands auf die Ukraine hat dieses Vertrauen gehalten, nun bekommt es Risse. Grenzen sollen kontrolliert, Mauern gebaut werden. Die Angst hat das Heft in die Hand genommen, zusammen mit Misstrauen, Abgrenzung, Rückzug.

Der Epileptiker im Evangelium, beinah kommt er mir vor, wie unsere Welt: ein Geist hat sie im Griff und schleudert sie hin und her, hinein in die Angst, hinein in Hass und Gewalt, hinein in Ablehnung und Vorurteile, in Rachegelüste und Vergeltungsstrategien.

„Warum gelingt es euch nicht, diesen Geist zu vertreiben?“, fragt Jesus seine Jünger im Evangelium – und sein Vorwurf an sie ist nicht zu überhören, fast so als würde er sagen: „Ihr könntet es doch, wo ist euer Vertrauen geblieben?“

Der verzweifelte Vater des Kranken zeigt dieses Vertrauen, welches Jesus bei seinen Jüngern vermisst. „Ich glaube“, schreit er „hilf meinem Unglauben!“

Glauben und Unglauben, Vertrauen und Zweifel, es sind zwei Seiten derselben Medaille. Die Frage ist - und die höre ich in Jesu Vorwurf an seine Gefährten - welche Seite bestimmt mich? Von welcher Seite lasse ich mich in den Bann ziehen? Dazu eine kurze Geschichte – eine indianische Legende.

Ein alter Indianer saß mit seinem Enkel am Lagerfeuer. Nachdem sie beide eine Weile geschwiegen hatten, sagte der Alte: „Weißt du, in deinem Leben wird dir noch vieles widerfahren. Manchmal fühlt es sich an, als ob da zwei Wölfe in deinem Herzen gegeneinander kämpfen. Der eine Wolf ist der Wolf der Dunkelheit, der Angst, des Misstrauens und der Verzweiflung. Der andere Wolf ist der Wolf der Lebensfreude, der Hoffnung und der Liebe. Diese beiden werden die Zähne fletschen, sich umkreisen, sich an die Kehle gehen bis einer kraftlos zu Boden sinkt.“ Dann schwieg der Alte wieder. Der Junge fragte voller Ungeduld: „Erzähl weiter Großvater...welcher Wolf wird den Kampf um das Herz gewinnen?“ Der Alte antwortete: **„Der, den du fütterst.“**

In Europa gelang das Vertrauen in ein friedliches Zusammenleben der Völker – eine Zeitlang. Heute ist die Frage, wie gelingt es uns, den anderen Wolf wieder zu verscheuchen? Unseren Glauben an eine Welt, wie Gott sie gedacht hat, wieder zu finden? An eine Welt, in der Menschen friedliche Bilder finden für das, was sie glauben, eine Quelle, ein Hirte, eine Kerze – und vielleicht ein Fragezeichen...?

Woher kommt uns der Mut für dieses Vertrauen? Vielleicht aus den Worten von Dietrich Bonhoeffer, aus denen die Brüder aus Taizé das Lied komponiert haben, das wir eben gesungen haben? Oder aus dem verzweifelten Ruf des Vaters aus dem Evangelium: Ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Oder durch den Ort hier, unsere kleine Martin Luther Kirche? Vielleicht ist es von all dem etwas.

Vertrauen braucht Mut, ein Gegenüber und Partner.

In den Bekenntnisschriften der Reformatoren heißt es über „die Kirche“, dass diese kein an sich geheiligter Ort sei, sondern erst durch die Gemeinde, die sich in ihr versammelt zu etwas Heiligem, also zu Gott Gehörendem werde. Durch die Menschen, die zusammenkommen, um zu beten, zu schweigen, zu trösten, zu hören, zu singen, zu hoffen – und zu vertrauen.

Erst wir, liebe Gemeinde, wir alle zusammen als Gemeinschaft der Heiligen machen die Kirche zu einem Ort, an dem unser Vertrauen den Mut findet, den es braucht! Denn hier findet unser Vertrauen Mitstreiter, Partner und ein Gegenüber. Hier vor dem großen goldenen Kreuz kann es sich wieder aufrappeln, sich erholen, den bösen Wolf verhungern lassen und sich erinnern, was Jesus uns versprochen hat: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!“– Amen.